

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Klemens

Adresse: Saratow, katholisch.
seminaria, I. Крушинскому.
oder: Saratow, типо-лит.
Г. Х. Шельгоринъ и К^о,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Die siebenfache Hauptglücksquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit. Aus den Kolonien für die Kolonisten. — Lourdes. — Stephan Heindel. Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — allerlei. — Ankündigungen. —

Bestellungen auf den „Klemens“ werden fortwährend angenommen.

Die siebenfache Hauptglücksquelle der Menschen für Zeit und Ewigkeit.

Von einem Landpfarrer.

Wer ein richtiges Urteil über die Hauptquellen bekommen will, aus denen alles Unglück und Elend für Zeit und Ewigkeit entspringt, der thut gut, sich allererst klar zu machen, wie es denn eigentlich unter den Menschen sein soll. Dann erst wird er das Unglück und Elend der Menschen recht sehen, dann erst wird er die Verfehrtheiten der Welt recht verstehen.

Um diese Erkenntnis einzuleiten und vorzubereiten, ist es notwendig, zuerst die große Wahrheit zu betrachten, daß es für uns Menschen, und zwar wie für den einzelnen Menschen, so auch für die Familien, wie für die Gemeinden, so auch für die Völker insgesamt, nur in der Vereinigung mit Gott ein wahres, ein dauerndes Glück gibt; denn der Mensch ist von Gott und für Gott erschaffen und kann deshalb auch nur in Gott und mit Gott für Zeit und Ewigkeit glücklich werden.

Der Ursprung des Menschen ist Gott; denn Gott ist sein Schöpfer. Wenn wir die ganze Kette der Wesen hinaufsteigen, so gelangen wir zum ersten Ringe dieser Kette, wir kommen zu Gott; Gott ist vor allem, Gott ist der Ursprung des All. Darum sagt auch Gott selbst (2. Moses 3, 14.) „Ich bin, der ich bin,“ d. i. ich bin derjenige, der Sinn und Leben aus sich selbst und von keinem andern hat. Gott ist aus und durch sich selbst, alles andere ist von Gott erschaffen. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ (Gen. 1, 1.) „Gott sprach, und es ist geworden, er befahl, und es war geschaffen!“ (Ps. 32, 9.) Erst nachdem die Erde mit Pflanzen geschmückt und mit Tieren aller Art belebt war, wurde der Mensch erschaffen und zwar nach dem Ebenbilde Gottes. Als Gott die übrigen sichtbaren Geschöpfe ins Dasein rief, da sprach er einfach: „Es werde!“ Als er aber den Menschen erschaffen wollte, da sprach er: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbilde und Gleichnisse.“ (Gen. 1, 26.) Das geschah, um uns anzuzeigen, daß der Mensch nicht wie die anderen sichtbaren Geschöpfe sein werde, sondern daß er einen hohen Vorzug vor denselben haben und das vornehmste unter allen sichtbaren Wesen sein werde. Gott selbst hat aus Erde den menschlichen Leib kunstreich gemacht, und gleichsam aus seinem Herzen schöpfte er den Hauch, der als Seele den Körper beleben soll. „Gott hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens, und also ward der Mensch zum lebenden Wesen.“ (1. Moses 2, 7.)

Dieser Hauch Gottes ist die Seele, die für den Leib den Grund des Lebens bildet.

Damals bei der Schöpfung hat Gott alles aufs beste und zum Besten des Menschen geordnet und geregelt. Und wie er damals alles eingerichtet hat, so geht es heute noch weiter. Die Sonne, der Mond, die Sterne laufen noch dieselbe Bahn, die Tiere haben noch dieselbe Gestalt, folgen noch heute dem von Gott in sie gelegten Instinkt und benutzen noch heute die ihnen damals angewiesene Nahrung; die Pflanzen leben noch auf denjenigen Plätzen, die ihnen der Schöpfer bestimmt hat.

Doch alle Geschöpfe, die leblosen wie die lebenden, erfüllen den Willen ihres Schöpfers nur gemäß seiner Bestimmung, gemäß dem in sie gelegten Instincte. Nur ein Geschöpf gibt es hienieden, welches nicht gezwungen ist, die Bestimmungen des Schöpfers einzuhalten, sondern welches auch gegen den Willen des Schöpfers handeln kann; und das ist der Mensch. Er ist nicht wie die vielen Millionen unvernünftiger Wesen für die Erde erschaffen, sondern er soll nur eine Zeitlang auf Erden verbleiben, dann aber hinüberwandern in eine andere Welt; drüben soll er mit seinem Gott, der ihn erschaffen hat, und für den er erschaffen ist, vereinigt werden; denn bei Erschaffung desselben konnte Gott keine Absicht haben, ihn bloß für das irdische Leben zu erschaffen; er gab ihm ja eine unsterbliche Seele, also eine Seele, die auch nach diesem Leben noch fortleben und zwar, weil sie Gottes Ebenbild ist, ewig fortleben soll. Ewig aber ist der Himmel, ewig ist die Hölle; für die Hölle konnte Gott den Menschen nicht erschaffen, das zu behaupten, wäre eine schreckliche Gotteslästerung, das widerspräche der Heiligkeit und Gerechtigkeit, der Liebe und Güte, dem ganzen Wesen Gottes; also hat Gott den Menschen für sich, für den Himmel erschaffen. „Gott will,“ sagt der Apostel, „daß alle Menschen selig werden.“ (1. Tim. 2, 4.) Also alle, vom ersten bis zum letzten Menschen, sind für den Himmel, für Gott erschaffen. Als aber durch die Schuld unserer Stammeltern der Himmel für alle Menschen verloren gegangen war, hat Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt gesendet, um den Menschen den verlorenen Himmel als Frucht der Erlösung, die Jesus in seinem Blute für alle Menschen vollbracht hat, wieder zu geben. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ (Joh. 3, 16.) Und bevor Jesus in den Himmel auffuhr, sprach er: „Ich gehe hin, um euch eine Wohnung im Himmel zu bereiten; denn ich will, daß ihr da sein sollt, wo ich bin.“ „Ich fahre auf zu

meinem Vater und eurem Vater.“ Und als Jesus in den Himmel zurückgekehrt war, sandte er den hl. Geist, damit er in der von ihm gegründeten katholischen Kirche unausgesetzt thätig sei, den Menschen die Gnaden der Erlösung zuzuwenden und sie in den Himmel zu bringen. „Der Tröster aber, der hl. Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. (Joh. 14, 27.) Durch den Glauben an die göttliche Lehre sollen die Menschen den Weg zum Himmel kennen lernen, durch die göttlichen Gnadenmittel aber sollen sie diesen Weg glücklich vollenden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Kolonien für die Kolonisten.

Wenn die Soldaten vom Militär nach Hause zurückkehren und erzählen, wie es ihnen während der Dienstzeit ergangen ist, da füllt sich manches Auge mit Thränen.

Ja, sagen sie, das wäre alles anders gewesen, wenn ich die russische Sprache gekannt hätte. Und fürwahr! Wie viele deutschen Soldaten gehen zum Militär ab, ohne die Sprache zu verstehen, in welcher das Kommando geführt wird! Uns braucht es deswegen nicht wundernehmen, wenn der arme Deutsche auf dem Exerzierplatze bei dem Rufe: „Füße höher!“ meint, er brauche diese nur zu bewegen und darum einen Stoß bekommt, daß er die Füße unwillkürlich höher hebt. Er weiß eben nicht, wie „Füße“ und „höher“ im Russischen lauten und kann dem Kommando nur nachkommen, indem er es bei anderen abguckt. Jedoch das gelingt ihm nicht immer. Versteht er nicht die Worte in russischer Sprache: „rechts! links!“ so wird er wahrscheinlich auch den Kopf nicht immer nach jener Seite hin bewegen, wie das Kommandowort lautet. Wenn er nun eine Ohrfeige erhält, daß ihm Hören und Sehen vergeht, da weint der arme Schlucker und klagt: Ach! wenn ich nur Russisch verstünde!

Viel anders geht's auch nicht dem Bauer auf dem Bazar, wo er seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse verkauft und das für den Familienbedarf Notwendige einkaufen muß. Wenn auch nicht gerade fühlbar, so wird ihm doch oft in anderer Weise über die Ohren gehauen, daß ihm nachher der Seufzer entfährt: So geht's halt, wenn man nicht die russische Sprache kann! Man macht den deutschen Kolonisten mit Recht und Unrecht den Vorwurf, daß sie schon so lange im Reiche wohnen und sich noch nicht die Landessprache angeeignet haben. In Amerika dagegen hätten die deutsch-russischen Auswanderer nur allzu rasch das Englische oder Spanische aufgefangen. Das führte zur Ansicht, als ob der Deutsche die russische Sprache verachte, nichts von ihr wissen wolle. Diese Zumutung müssen wir uns jedoch verbitten.

Wenn die deutsch-russischen Emigranten in der neuen Welt die Sprache des betreffenden Landes eher erlernen, als das Russische in Rußland, so liegt das in den dortigen Verhältnissen. Sie wohnen inmitten einer fremden Nation und sind gezwungen, täglich mit derselben zu verkehren. Hier aber sitzen die deutschen Kolonisten von ihren russischen Landsleuten ganz abge sondert, sehen selten einen Russen

und haben infolgedessen weniger Gelegenheit, mit denselben in geschäftliche Beziehungen zu treten. Ihr einziger Umgang mit Russen — wenigstens am Wolgastrome — beschränkt sich auf ihre Stadtfahrten. Dort haben wiederum die Kaufleute nicht selten deutsche Dienstpersonen angestellt. Wie also die russische Sprache erlernen?

Daß der Deutsche das Russische nicht verachtet, sondern sich gern in dieser Sprache unterhalten würde, kann man ja daraus ersehen, daß er den Schreiber, Lehrer und sonstige Amtspersonen mit Andrei Martinitich, Jegor Iwanitich anredet und sich nicht wenig geschmeichelt fühlt, wenn er von diesen bei seinem russischen Namen genannt wird.

Aber, wird man einwenden, warum lernen die Deutschen nicht die russische Sprache in der Schule, falls sie so gern russisch sprechen wollen und sich ihnen keine Gelegenheit zur Erlernung der Landessprache durch den Umgang mit russisch redenden Personen bietet? In den deutsch-russischen Schulen sich das Russische insoweit aneignen, daß man mit demselben überall durchkommen könnte, das hat, wie der einfache Mann sich ausdrückt, einen Bart. Unsere Kinder lernen ja fünf bis sieben Jahre lang in der Schule russisch, machen Examen, bekommen gar Belobungscheine und können nachher in der Stadt keinen Weßstein kaufen. Wie oft ist es schon geschehen, daß der Vater seinen Jungen, der die Schule geendigt, mit in die Stadt nahm, wo er ihm beim Einkaufe als Dolmetsch dienen sollte, sich aber bei dieser Gelegenheit überzeugen mußte, daß sein Knabe gar nicht russisch sprechen kann, und er sich deshalb vornimmt, von nun an keinen mehr in die Schule zu schicken.

Darüber muß man sich um so mehr wundern, da doch der Junge in der Schule die Fabel vom Fuchs und Kranich so hübsch las und uns auch dieselbe erzählte oder vielmehr auswendig herjagen konnte. Und beim Sprechen hapert's jetzt? Wie wäre denn das zu erklären? . . .

Uns scheint, daß in der Schule zu viel für den Inspektor, zu wenig für die Schüler gearbeitet wird. Der Schulinspektor drückt dem Lehrer für seine segensreiche Wirksamkeit seine Befriedigung aus, und unsere Kinder verstehen nichts russisch, und „нѣмцы относятся небрежно къ русскому языку!“

Sollen die deutschen Schulkinder russisch sprechen lernen, dann müssen dieselben nach einem anderen Systeme unterrichtet werden, als nach jenem, das in russischen Schulen vorgeschrieben ist; widrigenfalls können wir noch lange auf ein erfreuliches Resultat warten.

Ich habe irgendwo gelesen, daß der gemeine Mann alle seine Gedanken während seiner Lebenszeit mit nur sechshundert verschiedenen Wörtern zum Ausdruck bringt, das sei sein ganzer Wortschatz. Was Wahres darin ist, überlassen wir den Pädagogen, meinen aber, in der Volksschule sollte jedes Wort, das der Schüler lernen muß, berücksichtigt werden. Oder wird derselbe nach Beendigung der Schule noch einmal seinen Fuchs oder Kranich beim Namen zu nennen haben? Das muß bezweifelt werden, und es ist zu bedauern, daß die Lehrer ihr Augenmerk zu wenig auf das Praktische richten. Der Schüler soll die russische Sprache erlernen. Eine Sprache erlernt man aber nur durch Sprechen. Und da fragen wir: Wie vielen Lehrern ist es denn schon eingefallen, den erlernten Wortschatz ihrer Schüler in Gesprächen so zu verarbeiten, wie solche der einfache Mann

bei seinen täglichen Geschäften braucht? Wie viele Lehrer waren denn wenigstens in Gesprächen mit ihren Schülern im Gasthause, auf der Eisenbahnstation, in der Bude, auf dem Markte, beim Gericht, auf dem Felde, im Kolonicante u. s. w.? Werden die Schüler da jedem ihrer Gedanken Ausdruck verleihen können und zwar nicht mit sechshundert, sondern mit einigen Tausenden von Wörtern?

Dann weiter: Haben die Lehrer ihre Schüler an das Wörterbuch gewöhnt, oder haben diese vielleicht noch nie eines in der Hand gehabt? Wie sollen denn die Schüler in ihrem späteren Leben etwas lesen und verstehen, ohne daß sie das Wörterbuch gebrauchen? Sorgen die Lehrer, daß ihre Schüler sich nach Entlassung aus der Schule noch weiter ausbilden durch gediegene und sittenreine Lektüre? Haben sie den Eltern ihrer Schüler dieses warm ans Herz gelegt und sie darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Kinder das Gelernte vergessen werden, wenn sie gar nichts mehr lesen?

Es sind die noch keine guten Lehrer, mit deren Thätigkeit der Schulinspektor zufrieden ist. Wir wollen solche Lehrer haben, die unsere Kinder russisch sprechen lehren. Was nützt dem Schüler die Theorie? Die Praxis muß ihm das Russische beibringen!

Barone Sempere da Pertutto.

L o u r d e s.

Lange schon hegte ich im stillen den sehulichsten Wunsch, den weltberühmten Gnadenort Lourdes (spr. Lurd) sehen und zu den Füßen der hochgebenedeiten Gnadenmutter beten zu dürfen. Endlich sollte im Jahre 1899 mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Auf meine unterthönigste Bitte wurde ich durch unsern Hochwürdigsten Herrn Diözesanbischof behufs Wiederherstellung meiner geschwächten Gesundheit ins Ausland entlassen. Auch der Herr Pfarrer Georg Strömel von Nastatt wurde von Hochdemselben gnädigst entlassen, und so machten wir uns, versehen mit den wärmsten Empfehlungen, hoffnungsfreudig reisefertig. Am 5. Juli desselben Jahres gingen wir über Odesa nach Wien. Mit Uebergehung unserer Gesamtreise möchte ich aus Dankbarkeit für den gewährten Schutz und zu Nutz und Frommen der Klemensleser nur einiges über Lourdes hier erzählen. —

Am 18. August stiegen wir im Bahnhofe zu Paris ein, und nun ging's in lauter Eile über Versailles, Tours, Poitiers u. Bourdeaux dem heiligen Orte entgegen. Am 20. August endlich hörten wir unsern Schaffner rufen: „Lourdes.“ Unser nächstes Reiseziel war erreicht. —

Zu den seit langer Zeit weltberühmten Gnadenorten Mariazell in Osterreich, Maria Einsiedeln in der Schweiz und Loretto in Italien hat sich in späterer Zeit der Gnadenort Lourdes gesellt, der in wenigen Jahrzehnten nicht minder großen Weltruf erlangte, als Ort der geheimnisvollen Erscheinung der allerheiligsten Jungfrau. Hier hat sich die gebenedeite Gottesmutter vom Himmel herabgelassen, zur Bekräftigung des von der Kirche am 8. Dezember 1854 verkündeten Glaubenssatzes der unbefleckten Empfängnis und um unserer glaubensarmen Zeit den Glauben an das Walten einer göttlichen Vorsehung wieder ins Gedächtnis zu rufen. Gott und die allerheiligste Jungfrau bedienten sich als Werkzeug eines armen schwächlichen und ungebildeten Mädchens, wodurch sich wiederum, wie schon so oft, seit beinahe zweitausend Jahren das Wort des Apostels: „Das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen.“ (1. Kor. 1, 27.) bewahrheitete. Zahlreiche Wunder sind in Lourdes geschehen und geschehen fort und fort, wie der hochw. Diözesanbischof von Tarbes mit Recht sagt, „als Folge und Wirkung der wunderbaren Erscheinungen,“ diesen zugleich den Stempel der Wahrheit und Göttlichkeit ausdrückend und zugleich zur Ermunterung dem Worte der hl. Schrift zu folgen, „Glaubet ihr den Worten nicht, so glaubet den Wundern.“ Es ist daher kein Wunder, daß Lourdes ein vielbesuchter Wallfahrtsort geworden ist,

zudem der Gnadenort sowohl vom Papste Pius dem IX. wie auch von unserem glorreich regierenden hl. Vater Leo dem XIII. mit Ablässen gesegnet ist. Auch wir wurden gewürdigt, hier mit eigenen Augen Wunder zu schauen. Zur Zeit unseres Weilens in Bourdes waren nämlich mehrere Pilgerzüge aus allen Teilen Frankreichs zugegen. Eine Menschenmenge von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißigtausend an der Zahl überschwebte Lourdes, so daß man sorgfältig acht haben mußte, um von der Menge nicht erdrückt zu werden. Tag und Nacht erscholl (und das ist buchstäblich wahr) der Ruf „Ave Maria!“ Und als erst am Abende die imposante Lichterprozession, an der sich Tausende und abermals Tausende mit brennenden Lichtern in den Händen beteiligten, entfaltete und der mächtige Ruf: „Ave Maria,“ „Maria, bitt' für uns,“ aus Tausenden von Kehlen wie ein allgemeiner Sturmruß gegen den stillen Nachthimmel ertönte, — da schien der Himmel mit der Erde sich zu verbinden, und unsere Augen wurden thränenfeucht. . . .

Des andern Tages (21. August) um vier Uhr nachmittag wurde durch einen anwesenden Bischof die Prozession mit dem Allerheiligsten abgehalten. Die Kranken, es waren ihrer eine große Menge, wurden der Reihe nach auf einem abgesperrten Platze postiert. Die Menge Andächtiger kniete in der Runde um die Kranken umher. Zu jedem einzelnen ging der Bischof mit dem hochwürdigsten Gute und segnete damit Kranken um Kranken. Lautlose Stille herrschte, die nur hie und da durch den leisen, von Schluchzen unterdrückten Ruf: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser“ und: „Maria, du kannst, du mußt mir helfen,“ unterbrochen wurde. Wir glaubten uns in jene Zeit versetzt, wo Jesus noch im Fleische auf unserer fluchbeladenen Erde wandelte, und eine Menge Kranker und Preßhafter dem Wunderthäter folgend rief: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser!“ Am Schlusse der Prozession gab der Bischof mit dem Allerheiligsten den Versammelten insgesamt den hl. Segen, worauf er sich in die Kirche verfügte. Jetzt war der Augenblick gekommen, da wir Wunder schauen sollten. Plötzlich erhob sich eine Kranke, ein Weib von ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Jahren, lief davon und wurde ins Untersuchungsgebäude der Ärzte gebracht. Der Jubel der Menge war unbeschreiblich. Alles drängte sich zu dem Gebäude, dessen Thüren jedoch für die Volksmassen verschlossen blieben. Nur wenige Auserwählte nebst den Ärzten, fünf an der Zahl, wurden zugelassen, da das Gebäude die ungeheure Menge nicht zu fassen vermochte. Unter den wenigen Glücklichen waren auch wir, ich und Herr Pfarrer Strömel. Durch Vermittlung des Herrn Joseph Strickland, eines Jesuitenpaters, der uns als katholische Geistliche aus Rußland den Ärzten vorstellte, erhielten wir Zutritt. Von dem Vorstehenden wurden wir höflichst eingeladen, der Untersuchung beizuwohnen, „damit auch im fernen Rußland die Kunde von der Wundermacht der heiligsten Jungfrau durch Augenzeugen sich verbreite.“ Nun ging es an die Untersuchung der Geheilten; ihr Krankheitszustand war schon bei ihrer Ankunft, wie überhaupt üblich in Lourdes, durch genaue ärztliche Untersuchung festgestellt. Neun Monate lang war sie beinahe gänzlich gelähmt, so daß sie nur vermittelst zweier Krücken sich langsam und mit großer Anstrengung fortzuschleppen konnte. Nun aber ging und sprang sie munter und elastisch wie ein junges Reh, Gott und die seligste Jungfrau preisend. Kaum war das Wunder als solches von den Ärzten festgestellt, als auch schon durch einen neuen Jubelschrei der außenstehenden Menge ein zweites angekündigt wurde. Gleich darauf wurde ein Weib hereingebracht, das zuvor blind war und nun das Augenlicht erhalten hatte. Freilich konnten die Ärzte nicht anders als das augenscheinliche Wunder bestätigen. Durch einen neuen Jubelschrei der Menge wurden wir auf ein neues Wunder aufmerksam gemacht. Ein Mädchen, das Tags zuvor mit den hl. Sterbesakramenten versehen war, da es schwer an der Lungenentzündung darniederlag, wurde hereingebracht gesund und sich vollkommen wohlführend, nur sehr schwächlich und bleich aussehend, da es wochenlang wenig oder beinahe gar nichts von Speisen zu sich genommen hatte. Die Ärzte verweigerten zwar heute ihres bleichen und schwächlichen Aussehens wegen die Bestätigung des Wunders, konnten aber nicht umhin, den andern Tag das Wunder als solches demnach zu konstatieren. Außer den hier aufgezählten Wundern geschahen an selbem Tage noch fünf andere, die wir aber nicht sahen, da wir bei der ersten Prozession nicht zugegen waren. Angefichts solcher Thatfachen sieht auch der Ungläubige staunend da, und wenn nicht

sich auch an den folgenden Tagen. Am 25. März wurde Bernadette nochmals der Erscheinung gewürdigt, welche endlich, auf die wiederholten flehentlichen Bitten Bernadettens, ihr sagen zu wollen, wer sie sei, und wie sie heiße, die beiden Arme ausbreitend und sie zur Erde senkend, sie dann zur Höhe emporhebend, mit aufwärts gewandtem Blicke die Worte sprach: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis!“ Darauf verschwand sie. Sie wollte hiedurch offenbar das kurz zuvor verkündigte Dogma von der unbefleckten Empfängnis bestätigen.

P. J. Dobrowolsky.

(Schluß folgt.)

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Stephan war in seinem Arbeitszimmer und hatte soeben die Jahreszahl 1162 nach mohammedanischer Zeitrechnung in das Handelsheft eingetragen, und ihr die christliche Zeit — das Jahr des Heils 1784 — hinzugefügt, als ihn Muhammed zu sich rufen ließ. Muhammed saß auf einem schönen Teppich. Im Nebenzimmer stand der Sklave mit dem Kaffee bereit. Kaum hatte Stephan sich niedergelassen und die vom Herrn dargereichte Pfeife angeraucht, so begann sein Gebieter in sehr ernstem Tone: „Nacht Jahre hast du mir nun getreu gedient, mein lieber Sohn!“ Stephan staunte; denn so hatte ihn sein Herr noch nie angedredet, trotzdem Muhammed ihn stets als seinen eigenen Sohn behandelt hatte. Sein Gebieter warf einen prüfenden Blick auf Stephan und fuhr dann fort: „Wie du weißt, habe ich dir schon lange mein ganzes Vermögen anvertraut. Und mir ist es bekannt, daß du mein Vertrauen nie mißbraucht hast. Ehrlich und redlich hast du deine Pflichten erfüllt, dafür will ich dich jetzt herrlich belohnen. Nimm meinen Glauben an, und du sollst mein Sohn und der Erbe meines ganzen Vermögens sein.“ Stephan war wie vom Blitze getroffen. „Mein Herr und Gebieter!“ stammelte er, „du hast soeben selbst gesagt, daß keiner deiner Befehle von mir unerfüllt geblieben ist. Wie habe ich dir etwas veruntreut, nie war mir ein Dienst für dich zuviel. Überaus geehrt fühle ich mich auch, daß du mich zum Erben deines großen Vermögens einsetzt, aber glaube mir, der Preis, welchen du von mir dafür verlangst, ist zu hoch. Ich kann ihn nicht liefern. Verlange alles von mir, nur nicht meinen hl. Glauben.“ — „Was?“ brauste Muhammed auf, „Ich hatte geglaubt, du würdest aus Dank für meine Großherzigkeit mir zu Füßen fallen und meinen Wunsch erfüllen, und du widersprichst? Doch ich will Milde statt Strenge walten lassen. Nimm meinen Glauben an, und ich gebe dir meine einzige Tochter, die schöner ist als die Rose zu Jericho, zur Frau und mache dich zum Erben alles dessen, das du bis jetzt nur verwaltet hast.“ — „Herr, alles was du willst, nur meinen Glauben verleugnen, das kann ich nicht.“ — „So!“ schrie Muhammed aus vollem Halse und sprang hinaus. „Bringet Kutten vom Schlehstrauch her!“ rief er mit wahrhaft donnernder Stimme den Sklaven zu. Wie aus einer Kanone fortgeschossen liefen vier Mann davon, um das Verlangte herbeizuholen. „Zieh dich aus und lege dich auf dieses Brett hier!“ brüllte Muhammed Stephan an. Dieser mußte wohl, daß es besser sei, zu gehorchen, als sich zwingen zu lassen und that, wie ihm befohlen. Die Sklaven waren ganz erstaunt, daß ihr Oberausseher gepöbeln werden sollte. „Schlagt drauf los!“ befahl Muhammed. Zwei Männer griffen die stacheligen Kutten und ließen sie aus voller Kraft auf Stephan niederfallen. Mit düsterem Blicke schaute Muhammed zu und gebot die Marter nicht eher einzustellen, bis der Rücken Stephans nur eine Wunde war. „Stephan auf!“ rief er endlich. Dieser rührte sich nicht — er war befinnungslos. Muhammed gab Befehl, ihn ins Krankenhaus zu tragen und für eine gute Pflege zu sorgen, damit er nicht sterbe. Drei Monate mußte Stephan hier zubringen, bis er geheilt war. Nun ließ sein Herr ihn wieder kommen und stellte dieselbe Forderung. Stephan weigerte sich abermals. „Nun gut,“ erwiderte Muhammed, „ich gebe dir zwei Wochen Bedenkzeit. Wenn du auch dann meinem Wunsche nicht entgegenkommst, dann werde ich die ausgesuchtesten Foltern in Anwendung bringen.“ —

Weinend suchte Stephan bei seinem Bruder Martin Trost. Anstatt dessen wurde dieser für ihn die gefährlichste Klippe. „Bruder Stephan,“ sagte Martin, „nimm den Islam an, aber nur zum Scheine. Im Herzen brauchst du ja unserem Glauben nicht abzuschwören. Nur um dein und mein Leben zu retten, machst du so, als ob du ein Muhammedaner werden wolltest. Der Wüterich,“ fügte er leise hinzu, „ist ja schon alt und wird sicher nicht mehr lange leben. Ist er einmal ins Jenseits abgereist, dann bist du wieder eigener Herr auch über deinen Glauben.“ — „Was du fäselst,“ entgegnete Stephan, „es ist nicht erlaubt, auch bloß äußerlich den Glauben zu verleugnen.“ — „Befolge meinen Rat,“ unterbrach ihn Martin, „und bewahre uns beide vor dem Verderben.“ Ohne ein Wort darauf zu antworten, ging Stephan in seine Wohnung und warf sich auf sein Lager. Er fing an, über seine mißliche Lage nachzudenken. Vielleicht habe Martin doch recht. Im Herzen werde er ja immer ein wahrer Katholik bleiben, und um beide vor dem sicheren Tode zu bewahren, wird es wohl auch keine Sünde sein, sich als Muhammedaner zu stellen. Doch da kam ihm in den Sinn, was der Vater in der Abschiedsrede in Lübeck gesprochen hatte. „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den will auch ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist,“ so steht es ja in der hl. Schrift geschrieben. Und der hl. Apostel Paulus, was schreibt der? Hat er wohl gewußt, daß diese Versuchung über mich hereinbrechen werde? Sagt er doch: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschiefht das Bekenntnis zur Seligkeit.“ Nein, nein, ich kann nicht, ich werde nicht. Aber Gott ist doch barmherzig, er wird mir verzeihen. Psui! Stephan, willst du wohl vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen? O! was soll ich nur anfangen? So unglücklich wie ich, ist noch niemand gewesen. Wie niemand? Denke an den Apostel Petrus. Ihn hat nur eine Magd gefragt, ob er ein Jünger des Herrn sei, und er hat es gelehnet. Und ich? Ich habe es mit einem Tyrannen zu thun, der mich sicher umbringen wird, wenn ich ihn nicht folge. Huh! Was denke ich? Petrus soll mir ein Beispiel eines Büßers sein, und ich will ihn für meine Verleugnung gleichsam verantwortlich machen? Nein, das geht nicht. . . . Mein und meines Bruders Leben steht auf dem Spiel. Martin hat sein Leben für mich gewagt, als er freiwillig aus Liebe zu mir in die Verbannung ging. Muß ich ihn jetzt nicht retten? Muhammed ist ja alt. Wer weiß, ob er noch das künftige Frühjahr erlebt. Dann bin ich Herr. Was kann ich da nicht für Gutes stiften! Alle deutschen Sklaven kann ich gleich zu mir nehmen und schließlich in die Heimat befördern. Im Katechismus heißt es ja, daß „die Gefangenen erlösen“ ein Werk der leiblichen Barmherzigkeit sei. Doch der Gedanke: „Wer mich vor den Menschen verleugnen wird, den werde ich auch vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist“ schwebte ihm beständig vor. So stritten sich um Stephan der gute und böse Geist noch eine Weile. Der Schweiß rann Stephan über die Stirne. Er erhob sich und ging auf den Hof. Es war gegen Mitternacht. Volle Stille herrschte ringsum. Nur eine Grille zirpte unaufhörlich. Stephan war es zu Mute, als wenn die Grille über seine Schwäche wehklagen würde. Er schaute gegen Westen an den Horizont, sein Geist ging aber weit darüber hinaus, er stoh bis zu seiner Mutter in Seelmann. Lebt sie noch? Vielleicht ist sie schon im Himmel. Was würde sie sagen, wenn sie jetzt mit mir sprechen könnte? Klöglich erschien an der Wand eine verschleierte Frauengestalt. Stephan glaubte, seine Mutter erscheine ihm, und stieß einen Schreckensschrei aus. Die Sklavin verneigte sich und stammelte Worte der Entschuldigung. Unzufrieden mit sich selbst, ging Stephan hinein und setzte sich auf sein Bett. „Was denke ich eigentlich? Ich werde doch meinen Glauben nicht verleugnen? Gewiß nicht. Aber die Folter? Die ausgesuchtesten Marter? Nun ich bin ja nicht der erste, der sie erleiden soll. Wie viel Märtyrer gibt es! Halt, das waren Heilige. Und ich? Ich bin ein großer Sünder. Wäre nur ein Priester da, daß ich beichten könnte. Hm! Was kann das für ein Verbrechen sein, wenn ich mich äußerlich stelle, als ob ich an den Islam glauben würde?“ Der Stachel des Gewissens bohrte aber wieder mit dem Ausspruch des hl. Geistes: „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde geschiefht das Bekenntnis zur Seligkeit.“ Stephans Herz klopfte so stark, daß er dessen Schläge zu hören glaubte. Er stand auf, trank ein paar Schluck Wasser und verließ abermals das Zimmer. Im Osten fing es an zu grauen. Stephan wurde es leichte

auf dem Herzen. Er überlegte schon, was für Geschäfte er an dem heutigen Tage verrichten wolle. Seine Gedanken kreuzten sich aber und wollten gar nicht so klar werden, wie gewöhnlich. Wäre nur Muhammed nicht auf diesen abscheulichen Einfall gekommen. Wie zufrieden würde ich sein!" Er ging durch den Hof auf die Straße. Noch war alles im Schlafe. „Wie glücklich sind die Menschen, die so ruhig schlafen können! Und ich? O wäre dieser Tag nie für mich angebrochen.“ So sehr sich Stephan auch zu beruhigen suchte, er konnte den inneren Zwiespalt nicht entfernen. Es verging eine Stunde nach der anderen, und Stephan glaubte dem Tod schon ins Antlitz zu sehen. Martin kam zu ihm, fiel auf die Knie und bat mit herzerreißender Stimme, Stephan möge doch seinen Rat befolgen und nicht etwa durch seine Weigerung beide dem Würgeengel des Todes übergeben. Muhammed ließ ihn rufen. Stephan zitterte am ganzen Leibe. Martin folgte ihm und flüsterte unaufhörlich: „Stephan, thu's doch! Bruder, rette uns, sonst sind wir verloren!“ — „Nun willst du noch dein Glück mit Füßen von dir stoßen?“ fragte Muhammed barsch. „Herr, ich kann deinem Befehle nicht gehorchen.“ — „Nehmet ihn, zieht ihn nackt aus und bestreuet seinen Leib mit glühenden Kohlen so lange, bis er zustimmt!“ — „Herr, laß das, vielleicht.“ — „Nichts da! Entweder oder?“ — „Wenn's dann sein muß, so will ich deinen Willen thun.“ — „Das will ich glauben. Von nun an bist du mein Sohn und Erbe. Sogleich mußt du dich der Vorschrist unserer Religion unterwerfen, um ihr Kennzeichen anzunehmen. Komm, ich geh' mit dir, du mußt beschnitten werden.“ Das geschah. Muhammed traf gleich die Vorbereitungen zur bevorstehenden Hochzeit. Stephan ließ nun alles geschehen. Er konnte sich keine Rechnung über seine Handlungen geben. Warum habe ich das gethan?“ fragte er sich. „Ich muß alles widerrufen.“ Kam aber der geeignete Augenblick dazu, dann besaß er nicht Mut genug, um auszusprechen, was er im Herzen dachte. Martin war froh und wandte alle seine Beredsamkeit auf, um in das verwundete Herz seines Bruders ein wenig Balsam zu träufeln. Stephan wurde von Tag zu Tag gleichgültiger und dachte sogar schon an die Hochzeit. Als er nun noch eines Abends eine längere Unterhaltung mit seiner Braut im Verborgenen gehabt und ihr Antlitz gesehen hatte, da schwand auch der letzte Widerstand. Der innere Feind — die Leidenschaft — siegte über jedes Bedenken und erstickte vorübergehend die Stimme des Gewissens.

Hieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Am 30. (18.) Januar hielt General Buller an seine Truppen eine hochtrabende Ansprache, worin die bestimmte Hoffnung ausgesprochen wurde, daß er binnen einer Woche Ladysmith erreichen werde. Die Frist ist seitdem schon verstrichen, und die belagerte Stadt Ladysmith befindet sich immer noch in ihrem früheren trostlosen Zustande. Die dort eingesperrten Engländer sind zum großen Teil ganz erschöpft; von Tag zu Tag werden die Portionen vermindert, und die herrschende Krankheit verlangt immer mehr Opfer. Wenn in kürzester Zeit kein Entsatz kommt, wird sie sich den Buren ergeben müssen. — Will man den Telegrammen vom 26. Jan. glauben, dann hat Buller schon kleine Erfolge aufzuweisen. Er ist auf dem Befreiungswege, und bei Spearman'skamp entspann sich bereits ein Gefecht, worin die Engländer anfangs zurückgeschlagen wurden, nachher aber den Hügel Kranz Cloof in Besitz nahmen und sich dort festsetzten. Die Versuche der Buren, diesen Berg zurückzuerobern, mißlang. Sie mußten weichen, obwohl sie bis zum Abend tapfer kämpften. Bis Ende nächster Woche wird es sich jedenfalls entscheiden, wer hier Sieger bleibt. — Es wird hartnäckig das Gerücht verbreitet, daß Zoubert von einer englischen Granate getötet worden sei. Das wäre für die Buren ein Verlust, den sie gar nicht ersetzen könnten.

Korrespondenz.

Rom. 1. Februar: Heute hat der hl. Vater einen Pilgerzug aus Piemont in der sog. Beatifikationshalle (d. h. im Saale über der Vorhalle von St. Peter) in Audienz empfangen. Der hl. Vater war sehr lebhaft und schien sehr gesund und kräftig. Nach der Vi-

tanei erteilte der Papst den hl. Segen, hielt eine kurze Ansprache und ließ viele zum Hände- und Fußfuß zu. Er scheint sich lebhaft und gefreut zu haben über das gute piemontesische Volk, das ganz anders gefinnt scheint, wie sein unseliger König und seine noch unseligere Regierung. An der Spitze des Pilgerzuges, der stark 3000 zählte, standen ein Erzbischof, drei Bischöfe und viele Geistliche.

— Seit einiger Zeit wurden in ganz Rom öffentliche Gebete verrichtet um die Genesung Sr. Eminenz des Kardinalvikars Jakobini. Leider ist aber heute der hohe Kirchenfürst nach kurzem schweren Leiden aus diesem Leben geschieden.

— Wie verlautet, befürchtet man, daß sich die geschäftlichen Italiener in ihren Berechnungen getäuscht haben oder noch täuschen werden, denn es kommen meist nur arme Leute nach Rom zum Jubeljahre, da die Reichen heute leider nicht mehr zu den Frommen gehören. Wer Geld hat, will heuer nach Paris zur Weltausstellung. Der Jubelablaß kommt ja so wie so nächstes Jahr zu allen von selbst. Was werden da die Italiener anfangen?! Die verschiedensten Geschäfte für das Jubeljahr wachsen wie Pilze aus dem römischen Boden. Bei St. Peter sollen schon jetzt 20 Devotionalienhandlungen mehr sein als gewöhnlich. — In Rom herrscht starke Influenza. 40 Tausend sollen darniederliegen.

Klemens Romanus.

Kampfsin. An der Bigil von Weihnachten hatten hier zwei Russenmädchen, beide 16 Jahre alt, gesalzenen Stör gegessen, worauf es ihnen übel wurde. Es stellten sich alle Zeichen der Vergiftung ein. Man versuchte die Mädchen zu retten, doch vergebens: beide starben daran. Also Vorsicht mit gesalzener Stör!

Kampfsin. Einwohner.

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Das Programm des am 23. Januar zum Besten unseres Wohltätigkeitsvereines gegebenen Kongresses war sehr reichhaltig zusammengestellt und glänzend ausgeführt worden. Die besten Kräfte aus der heftigen Künstlerwelt waren auf diesem Abende vertreten. Es wurde Pianino gespielt, gesungen und deklamirt. Besonderes Entgegenkommen zeigte der Direktor der hiesigen Kaiserlichen Musikschule, Herr S. Gyner. Ihm und allen, die auf irgend eine Art an diesem Abende Anteil nahmen, sei recht herzlich gedankt. Auch der materielle Erfolg dieses Abends ist erträglich ausgefallen: er gab einen Reingewinn von 428 Rbl.

Petersburg. Über einen Brand mit vielen Menschenopfern berichtet die „St. Pet. Btg.“ wie folgt:

Um 1 Uhr nachts am den 17. Januar brach in einer Handkammer an der Treppe des Hauses N^o 19 am Apraxin Per. Feuer aus. Das Feuer drang durch die Handkammer des dritten Stockwerks, wo es begonnen hatte, bis in die Handkammer an der Treppe des fünften Stockwerks hinauf. In den Wohnungen, die nur einen Ausgang nach der brennenden Treppe hatten, begannen die Thüren zu brennen. Die Einwohner begannen schon zu verzweifeln, aber bereits war die Feuerwehrcolonne des Moskauer Stadtteils und fast gleichzeitig die des Spasski-Stadtteils an Ort und Stelle. Rasch wurden die Leitern angelegt, und es gelang der Feuerwehr, alle 23 Einwohner des vierten Stockwerkes glücklich zu retten. Schon war damit die Gefahr abgewendet, und man hätte annehmen können, daß die Bewohner der anderen Wohnungen angesichts der energischen und raschen Hilfe der braven Feuerwehr sich beruhigen und es ruhig abwarten würden, bis auch sie im nächsten Augenblick gerettet würden. Aber gerade in diesem Augenblick trat durch einen Zwischenfall die Katastrophe ein. Der Inhaber einer der Wohnungen im fünften Stockwerk, der Bauer Gurjan Schwedow, der stark betrunken war, öffnete unvorsichtiger Weise die Thür, welche auf die Treppe hinausführte, so daß die Flammen in die Wohnung hineinschlügen. Schwedow verlor den Kopf, ließ die Thür offen, schlug die Fensterscheiben ein und begann um Hilfe zu rufen. Die offene Thür und die offenen Fenster verursachten einen Zugwind, so daß die Wohnung in wenigen Augenblicken ganz von Rauch erfüllt war. Jetzt verlor Schwedow vollends jede Überlegung und stürzte sich aus dem Fenster (des fünften Stockwerks!) hinaus. In panischem Schrecken folgten die übrigen Einwohner seinem Beispiel und stürzten sich, einer nach dem andern, aus dem Fenster hinab.

Vergebens suchten die Feuerwehrmänner, sie zu beruhigen, vergebens trafen sie unverzüglich alle Anstalten zur Rettung und spannten den Rettungsack aus. Mehrere der Herabstürzenden fielen vorbei und schlugen sich zu Tode. Siebzehn Personen hatten sich hinabgestürzt und wurden auf Anordnung des Stadthauptmannes General-Lieutenant Kleigels, der persönlich den Löscharbeiten beizuwohnen, auf Sanitätswagen in das Obuchow-Hospital gebracht. Als tot erwiesen sich neun Personen, die übrigen acht Personen haben sich recht ernste Verletzungen zugezogen. Außerdem erlitten bei den Rettungsarbeiten zwei Feuerwehrmänner schwere Verletzungen am Kopfe, indem sie von einem herabfallenden Fensterrahmen getroffen wurden. Das Feuer war nach 1½ stündiger Arbeit gelöscht und hatte sich nur auf zwei Handkammern und eine Wohnung beschränkt. Der allgemeine Sachschaden beläuft sich auf 25,000 Rbl.

Moskau. Der nunmehr geschlossene Kongress für landwirtschaftliche Bildung beantragte die Begründung besonderer Seminarien zur Vorbereitung von Lehrern für landwirtschaftliche Lehranstalten, wobei an den Seminarien Elementarschulen zur Unterrichtspraxis einzuführen wären. Vor Eröffnung der Seminarien wären Kurse an der Kasanschen Ackerbauschule zu begründen. Zur Beeinflussung der Bauernwirtschaft wären Elementarschulen an den Kronsfarmen zu eröffnen. Eine Abteilung für Gartenbau wäre versuchsweise an der Amanischen Schule zu begründen.

Koidanow. (Gouvernement Minsk.) Von dort schreibt man der „St. Pterb. Ztg.“ So fern und unbekannt Südafrika der Landbevölkerung liegt, da es sogar viele gibt, die keinen Begriff von den Büren haben, werden seit einigen Wochen ängstliche Fragen von Vätern und Müttern an alle, von denen sie Aufklärung zu finden hoffen, gestellt, ob es möglich sei, daß die jungen Leute, die nach Amerika wollten, in England zum Kriege geworben wurden. — Im November erschien nämlich ein Agent in unserem Städtchen Koidanow und beredete mit anderen Agenten, die die Bevölkerung genau kannten, viele junge Menschen nach Amerika zu ziehen. Den jungen Leuten wurde eine so glänzende Zukunft ausgemalt, daß sogar reiche Jungen Lust bekamen, Wirtschaft und Elternhaus zu verlassen, um in der Fremde ihr Glück zu suchen. Viele Väter mußten ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Söhne zurückzuhalten und nur nach gegebenem Versprechen, daß sobald die abgereisten Glücksritter ihnen aus Amerika schreiben, daß dort wirklich nur Milch und Honig fließt, auch den Zurückgebliebenen sofort gestattet wäre, dahin zu ziehen. Ende November zahlten die reisefertigen jungen Menschen dem Agenten zur Überfahrt 115 Rbl. ein und wurden ohne Pässe über die Grenze befördert. Die Agenten stellten den Broterwerb in Amerika so leicht und gewinnbringend vor, daß alle, die rasch reich werden wollten, wie elektrifiziert waren. Die Sache sollte nur möglichst geheim gehalten werden.

Während der Weihnachtsfeiertagen kamen Briefe statt aus Amerika, aus England des Inhaltes, daß die jungen Menschen nach kurzer Reise glücklich angekommen sind, und daß ihnen so glänzende Anerbietungen gemacht werden, die ihre kühnsten Erwartungen übertreffen. Nur wissen sie nicht, ob das viele Geld ihnen Glück bringen wird, denn vielleicht kommen sie bald ums Leben. Nach ihrem Tode soll den zurückgebliebenen Angehörigen eine bestimmte Summe auf jeden Fall ausbezahlt werden. Das Schiff, welches vom Agenten genannt wurde und von den Angehörigen der jungen Menschen in Amerika erwartet wurde, kam nach Amerika, aber ohne die betreffenden Reisenden. — Nun hat sich allmählich der Glaube verbreitet, daß die jungen Menschen für den Kriegsdienst von den Engländern nach Südafrika geworben sind, und in großer Angst ziehen Eltern und Verwandte Erkundigungen ein, ob ihre Besichtigung begründet sei.

b) Ausland.

Rom. Englische Bischöfe baten schon Pius IX., den ehrw. Veda zum Kirchenlehrer zu erklären, und diese Bitte wurde unter Leo XIII. erneuert und zugleich gebeten, daß sein Fest auf die ganze Kirche ausgedehnt würde. Bisher wurde dasselbe nur in der englischen Kirche und in seinen Orden (Benediktiner und Cistercienser) gefeiert. Der Heilige Vater hat beide Bitten gewährt, indem er den hl. Veda zum Doctor Ecclesiae (Kirchenlehrer) erklärte und anordnete, daß vom Jahre 1901 an sein Todestag (27. Mai) in der ganzen Kirche gefeiert werde.

Berlin. In dem neuen Flottenplan werden die gesamten Extraausgaben für die deutsche Flottenvermehrung auf 1861 Millionen Mark berechnet, wozu natürlich noch die jährlich tausenden Marineausgaben kommen. Diese beinahe neunzehnhundert Millionen Mark Extraausgaben sollen auf rund sechzehn Jahre verteilt und zur weitaus größeren Hälfte durch Steuern, zur kleineren Hälfte durch Anleihen (allmählich 769 Millionen Mark) gedeckt werden. Zur Begründung dieser Milliardenbelastung des deutschen Volkes für die Kriegsmarine führt die Regierung an, daß der deutsche Seehandel, welcher bereits siebenzig Prozent des gesamten deutschen Außenhandels beträgt und fortwährend steigt, im Jahre 1899 schon sieben Milliarden Mark erreichte. In der deutschen Handelsflotte stecke über eine halbe Milliarde Mark Kapitalwert, und zwischen 7½ bis 8 Milliarden Mark deutsches Kapital sei in überseeischen Interessen angelegt. Dazu käme der erweiterte Kolonialbesitz u. Zum Schutz dieses ausgebreiteten Seehandels u. — so heißt es wörtlich in der diesmaligen Begründung — „muß Deutschland eine so starke Schlachtflotte besitzen, damit ein Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit derartigen Gefahren verbunden ist, daß seine eigene Machtstellung in Frage gestellt wird.“

Paris. Unter den fünf Gesekentwürfen, welche Ministerpräsident Waldeck-Rousseau auf den Tisch der Kammer gelegt hat, und die zusammen eine Ausgabe von neunhundert Millionen bedingen, ist der vierte, der auf die Verstärkung der französischen Flotte Bezug hat, nach allgemeinem Ermessen der wichtigste. Der Marineminister de Lanessan befürwortet in seinem Berichte den Bau von sechs gepanzerten Kriegsschiffen, fünf gepanzerten Kreuzern, achtundzwanzig Gegendortpedos, hundertundzwoß Torpedos und überdies sechsundzwanzig versenkbare. Diese neuen Schiffsbauten allein ziehen eine Ausgabe von 476 Millionen 636,000 Francs nach sich. Wird das Programm ausgeführt, so umfaßt die französische Kriegsslotte 28 große Panzerschiffe, 24 gepanzerte Kreuzer, 52 Gegendortpedos, 263 Torpedoböte und 38 versenkbar. Alle diese Fahrzeuge sind für den Dienst in den europäischen Meeren bestimmt; für die ferneren Meere verfügt die französische Marine über eine genügende Anzahl von Kreuzern. Die Schiffsbauten sollen im Jahre 1907 vollendet werden. Diese Frist will vielen etwas lang bemessen scheinen, weil nach einer weit verbreiteten Meinung die Gefahr zur See Frankreich nicht erst in sieben Jahren drohen wird. Der „Figaro“ vertritt die Ansicht, es wäre klug, jetzt schon alle irgend wie möglichen Maßnahmen zu treffen, um gegen einen Angriff — von welcher Seite, sagte er nicht, aber es ist leicht zu erraten, daß nur England gemeint sein kann — gerüstet zu sein.

Nordamerika. Der Übergang der dänischen Antillen an Nordamerika scheint der „Tägl. Rundsch.“ jetzt sicher zu sein. Sie waren schon einmal förmlich verkauft, aber der Vertrag geriet in den Streit zwischen dem nordamerikanischen Bundesrat und dem früheren Stellvertreter und dem Nachfolger Abrahams Lincolns, dem Präsidenten Andrew Johnson, und der erstere lehnte 1867 den Kaufbetrag ab. Damals hätte Dänemark 10 Millionen Dollars bekommen, jetzt soll es um 3½ Millionen handeln. Die Inseln sind 1733 von Frankreich an Dänemark übergegangen, wobei sich das erstere für St. Croix das Verkaufsrecht vorbehalten hat; man muß demnach in Washington Sicherheit darüber haben, daß französischerseits Einspruch nicht erhoben wird; an Frankreich waren sie von den Walfeserrittern und an diese von Spanien gelangt, für das sie Kolumbus selbst auf seiner zweiten amerikanischen Fahrt 1493 entdeckt hatte. Ihre Bedeutung besteht besonders in ihrer Lage; sie bilden den Mittelpunkt der Antillen, St. Thomas hat den besten Hafen auf diesen, und die europäische Post nach der südamerikanischen Küste wird über diesen Punkt geführt. Jetzt soll die Aktion für den Ankauf der Inseln in Washington und New-York von dem früheren dänischen und hameisichen Marineoffizier Freiherrn v. Dirding-Holmsfeld betrieben worden sein, der auf der dritten und kleinsten Insel St. Jean die Ländereien aufgekauft hat; diese Insel besitzt einen von hohen Bergen umgebenen tiefen Hafen, der angeblich eine Seeveste ersten Ranges werden könnte. Die Inseln befanden sich im Besitz eines vorzüglichen Klimas, sind aber von Wirbelsürmen heimgesucht, die seit 1733 St. Thomas nicht weniger als siebenmal zerstört haben. Am 8. August v. J. wurde dafür das 50 Kilometer südlich an den beiden anderen Inseln belegene St. Croix von einem solchen heimgesucht.

A l l e r l e i.

Folget meinem Rat! Merorts hört man die Leute über die Trunksucht klagen, am meisten aber diejenigen, die darunter zu leiden haben. Hin und wieder kommt es sogar vor, daß auch die größten Trunkenbolde sich darüber beklagen; gewöhnlich ist das aber nur der Fall, wenn sie sich einen tüchtigen Rausch angelegt haben und dann vom Kagenjammer gequält werden. Ein mancher fühlt dann solche Schmerzen, die den ganzen Körper erschüttern. Es ist daher nicht sonderlich wunderbar, wenn solche Trinker dann verschiedene Gelöbniße machen, nicht mehr zu trinken, Schwüre ablegen, daß es das letzte Mal sei. Kaum ist aber der Kagenjammer vorüber und bietet sich eine Gelegenheit, so sind alle Schmerzen, alle Schwüre vergessen. Solche Menschen sind wirklich beklagenswert. Sie denken gar nicht daran, welchen Schaden sie ihrer Seele anrichten. Nicht selten sagt ein solcher Trinker: „Gerne möchte ich das Trinken lassen, aber ich kann nicht.“ Daß er nicht will, schämt er sich zu sagen. Allen, die den guten Willen haben, nicht mehr zu trinken, möchte ich daher folgenden Rat erteilen, der durch eigene Erfahrung erprobt ist. Ein solcher Mensch muß den festen Vorsatz machen, nicht mehr zu trinken, keinen Schnaps und keinen Wein. Kommt ihm das zu gefährlich vor, dann mag er sich eine gewisse Zeit bestimmen, z. B. ein Jahr. Sodann wende er sich an die liebe Mutter Gottes um ihre mütterliche Hilfe und Beistand, damit sie die Kraft vermittele, diesen Vorsatz auch zu erfüllen. Und das ist ja nicht schwer. Man bitte die Mutter Gottes alle Tage und bete zu ihrer Ehre das schöne Gebet: „Sei gegrüßt, du Königin, Mutter der Barmherzigkeit“ und ein „Vaterunser“, wenn nicht mehr, und ich bin überzeugt, daß Personen, die diesen meinen Rat befolgen, von dem häßlichen Laster befreit werden; nur müssen sie verständig sein und selbst Hand ans Werk legen. Will hier durchaus nicht als Prediger auftreten, bin auch kein Heiliger, vielmehr ein großer Sünder, habe mich aber durch die Hilfe und den Beistand unserer allerheiligsten Jungfrau Maria von diesem Laster frei gemacht. Darum rufe ich zum Schlusse allen unmäßigen Trinkern zu: Folget meinem Rat!

— In einem h. n. Dorfbarbier (der einem Fremden einen Zahn gezogen hat): „Wünschen Sie gleichzeitig rasirt zu werden? . . . Sie bluten jetzt doch einmal!“

B r i e f k a s t e n.

Kannitverstan. Anfrage: „Gesezt den Fall, ich hätte eine Klage wegen Verleumdung. Zuerst kaufe ich aber den Wollschlichtern Branntwein. Diesen trinken wir gemeinschaftlich aus, hernach geht's an die Arbeit. Mein Verklagter sollte 15 Tage „brummen“, obwohl er noch Zeugen vorzurufen verlangt, die darthun könnten, daß er nicht verleumdet hätte, sondern die Wahrheit gesagt habe. Das Gericht weist die Zeugen ab, weil ich Branntwein gekauft habe. Wer von uns ist nun der Schlechteste? Oder sind wir beiderseits (gleich) schlechte Kerle?“ Antwort. Daß beide „schlechte Kerle“ sind, sieht wohl ein jeder ein. Der falsche Ankläger hat dreifach gesündigt: 1, weil er seinen Nächsten falsch angeklagt hat — das ist gegen die Gerechtigkeit; 2, weil er dadurch den anderen um seinen guten Namen gebracht hat — Verleumdung und 3, weil er die Richter zur Sünde verführt hat — gegen das fünfte Gebot Gottes. Die Richter haben ebenfalls dreifach gesündigt, einmal gegen die Gerechtigkeit, weil sie wesentlich einen ungerechten Urteilspruch gefällt haben, dann gegen das achte Gebot, weil sie dem Verurteilten an der Ehre geschadet und endlich gegen die Religion, weil sie ihren Dienst verlegt haben. Aus letzterem Grunde sind die Richter auch „schlechtere Kerle“, als der Ankläger. Beide sind verpflichtet, den angerichteten Schaden zu vergüten. Solche Richter werden von unserem Staatsgesetze zu harten Strafen verurteilt: 1½–3 Jahre Zuchthaus oder auch Verlust aller Rechte mit Verschickung nach Sibirien zur Anstaltung je nach dem Grade der Verschuldung. (Ct. 31 и 373 улож. о нак.) (т. 15 изд. 1885.) Wegen Zulassung falscher Zeugen: Verlust aller Rechte und nach Sibirien. (Ct. 362 т. у.) Wegen Verleumdung 2–3 Monate Arrest. (Ct. 136 ус. о нак. нал. Мир. Суд.)

Franzfeld. Der „Kl.“ wird regelmäßig expediert. Wenn sie trotzdem manche Nummer später als andere erhalten, so ist der Grund anders wo zu suchen. Wir können weiter nichts thun, als den „Kl.“ pünktlich auf die Post abgeben, und daß dieses geschieht, dafür liefern die Postquittungen den Beweis.

Bachmut. In nächster Nummer. Gratias!
Laubpf. In Bälde. Herzlichen Dank!

Die Mitglieder der Priester der Anbetung unserer Diözese erhalten auf meine Anordnung hin alle die

„**Eucharistia**“ für 1900

direkt ab Schaan (Lichtenstein)

und sind ersucht, den Jahresbetrag à 1 Rbl. mir an meine Adresse abzuliefern.

Pfarrer Jakob Scher.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie.

in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen, daß sie den Alleinvertrieb ihrer

Mühlsteine

für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan ihrem Vertreter Hrn. Alexander Borell in Saratow übertragen hat, und bittet, bei Bedarf sich an denselben unter folgender Adresse zu wenden: Саратовъ, ул. большой Сергiевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ Сарпинкокъ.“

Du Herren Mühlenbesitzern zur gefl. Beachtung.

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma

Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung gefunden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Garantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte, denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung der Fracht zurückzunehmen. Auch habe ich aus erster Hand direkt aus dem Auslande von den Fabriken Leder-Kamelhaare- und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum Behauen der Steine (Billen) und Seidencylinder, zu folgenden Preisen:

23 Wersch. breit. 19 Wersch. breit. 23 Wersch. breit. 19 Wersch. breit.
Preis pro Arschin Preis pro Arschin Preis pro Arschin Preis pro Arschin

№№		№№	
0—00.	2 R. — R. 1 R. 80 R.	6. 2 R. 60 R. 2 R. 40 R.	
1.	2 " 10 " 1 " 90 "	7. 2 " 70 " 2 " 50 "	
2.	2 " 20 " 2 " — "	8. 2 " 80 " 2 " 60 "	
3.	2 " 30 " 2 " 10 "	9. 2 " 90 " 2 " 70 "	
4.	2 " 40 " 2 " 20 "	10. 3 " — " 2 " 80 "	
5.	2 " 50 " 2 " 30 "	11. 3 " 10 " 2 " 90 "	

Übersende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung. Postnachnahme sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Саратовъ, Александру Андреевичу Ворель на углу большой Сергiевской и Соляной, свой домъ.

Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkt.

Адресъ для телеграммъ: Саратовъ, Александру Ворель.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit Erlanger, welcher im Hause des Mehlhändlers Borell wohnt.